

## Einleitung

Anni Peller

*„Von Dachgartenrestaurants blickt man über die Fluten glitzernder Lichtpunkte, deren Ausdehnung West-Berlin kennzeichnet. An der Straße des 17. Juni stehen in luftiger Reihe die kleinen Repräsentantinnen des käuflichen Liebesgewerbes, anmutig und chic, im rieselnd zarten Licht der Tiergartenlaternen. Diebe und Einbrecher sind am Werk. Verstörte und Asoziale schleppen sich durch die Nacht. Dunkle Typen gruppieren sich am Bahnhof Zoo und in der Joachimstaler Straße, redend in vielen Sprachen. Im Zoologischen Garten schnaufen Bären im tiefen Schlaf. Strichjungen und Zuhälter streifen um die Rotunde am Savignyplatz. Transvestiten schminken sich und setzen ihre Perücken auf. [...] Haschisch kann man kaufen. Klümpchen gehen von Hand zu Hand. [...] Rockers überlegen, ob sie einmal wieder Rabatz machen können und wo. Säufer legen schwer den Kopf auf die Arme und schlafen eine Runde. Linke Intellektuelle diskutieren mit gemäßigt linken Intellektuellen über Marx, Mao, Marcuse. [...] ‘Das letzte Kotelett!’ ruft ein Mann hinter der Theke einer Gammler-Kneipe aus. Im bürgerlichen Lokal sitzt eine Gesellschaft mit Smoking und Abendkleid. Man ißt Lachs, trinkt Sekt und spricht über die ‘Meistersinger’. Im russischen Nachtlokal spiegelt sich Filetgulasch Stroganoff in der Spiegelfacettendecke. [...] Es kommen die Stunden, da kein Bus, keine U-Bahn, keine Straßenbahn mehr fährt. Taxis fahren langsam am Straßenrand. Man geht jetzt in jene Lokale, die mitternachts aufmachen und Leute erwarten, die anderswo nun doch nichts Warmes mehr zu essen bekamen. Da gibt es heute Grüne-Bohnen-Eintopf. Dazu ist es schön dunkel, und man kann noch tanzen. [...] Oben im Dachgarten spielt noch die südamerikanische Kapelle. Ein Herr vorgerückten Alters zeigt mit durchgedrücktem Kreuz, wie erstklassig er noch tanzt. Ein Kellnerschuh drückt in das Gesäß eines Zechprellers und tritt ihn hinaus ins Freie. [...] Grau liegt der S-Bahn-Steig im ersten grauen Morgenlicht. Die U-Bahn macht ihre Gitter wieder auf. Die Sonne schiebt sich hoch überm Brandenburger Tor, legt erste Strahlen über den Kurfürstendamm. In den Glasveranden war es nie ganz leer, jetzt kommen die ersten*

*Frühstücksgäste. Damen betrachten bedrückt ihr Make-up im ersten Tageslicht und verschwinden, um sich noch einmal etwas herzurichten. ...*<sup>1</sup>

So beschreibt Annemarie Weber in ihrem Aufsatz „Nachtstücke“ das nächtliche Westberlin der 70er Jahre. Sie beschreibt EIN Bild der Stadt zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang. Es ist IHR Bild, das sie von dieser Zeit, von diesem Ort hat und das sie so weitergibt. Sie konzentriert sich dabei auf optische Eindrücke und Nischen. Ihre plastisch beschriebenen Vorstellungen sind geprägt von Lichtern, vom Rhythmus und Verlauf der Nacht, vom Nebeneinander verschiedener sozialer Schichten innerhalb enger räumlicher Grenzen, von kulinarischen Einblicken, Verfall und Prostitution.

Wie kann man, wie soll man eine Stadt wie Berlin überhaupt beschreiben? Dass Berlin unzählige Gesichter hat, ist sprichwörtlich. Ich wage zu behaupten: Fragen Sie ein dutzend Berliner nach dem ihrer Auffassung nach ehrlichsten, prägendsten Gesicht dieser Stadt, so werden Sie zwölf verschiedene Antworten bekommen. Wahrscheinlich auch ab und zu ein schnödes Achselzucken mit einem typisch Berlin-charmanten „Dit weeiß ick jetzt ooch nich.“ Ich würde Ihnen die Stadt aus der Vogelperspektive zeigen wollen, verbunden mit einem Spaziergang und einem Frühstück auf den Dächern des Prenzlberges. Sehen Sie, an so etwas haben Sie wahrscheinlich gar nicht gedacht!

Einige dieser verschiedenen Gesichter Berlins sind das Thema dieses Buches. Zwölf Studentinnen und Studenten der Europäischen Ethnologie der Humboldt Universität haben sich der großen Stadt gestellt<sup>2</sup>. Nach welchen Kriterien wählt man nun aber seinen persönlichen, forschungswerten Ausschnitt einer so gewaltigen und vielschichtigen Metropole aus? Kann man mit diesem Ausschnitt zu einem Abbild, einer Vorstellung, einer Idee gelangen, die gleichermaßen von allen als berlintypisch erkannt und anerkannt wird? Was passiert, wenn man sein Bild mit dem anderer vergleicht? Kommt man zu gleichen Ergebnissen? Darüber hinaus gibt es unzählige Dinge, mit denen ein Berliner in seiner Heimatstadt nichts zu tun hat oder von denen er gar nichts weiß.

---

<sup>1</sup> Annemarie Weber, *Berlin bei Nacht. Fotos & Tips*. Verlag Bernd Ehrig, Berlin 1979

<sup>2</sup> [www.berlingesichter.tk](http://www.berlingesichter.tk)

Genau hier liegt unser Ausgangspunkt: solche Dinge wahrzunehmen und ethnologisch zu erforschen, für die andere blind sind. Dafür haben wir in einem dreisemestrigen Forschungsprojekt intensiv nach interessanten und markanten Gesichtern dieser Stadt gesucht. Wir haben uns quasi „naiv“ bekannten wie unbekanntem Facetten der Stadt genähert, haben neugierig kritische Blicke auf Berlin geworfen, hinter Kulissen geschaut, neue Gesichter entdeckt und Masken enthüllt. Dabei gingen die Forschenden mit ebenso genauer Beobachtungsgabe wie Annemarie Weber vor und sind so zu, zum Teil auch für sie selbst, überraschenden Ergebnissen gekommen. So repräsentieren die vorliegenden Beiträge ganz eigene Ansichten und Gesichter einer Metropole, die durchaus stellenweise den nach außen präsentierten stadtpolitischen, kulturellen u.a. Bildern Berlins und seiner Bewohner widersprechen können.

Bereits im Vorfeld haben alle Autorinnen und Autoren solche Themen gewählt, die ihnen persönlich zugänglich waren und deren Umfang sie auch ausreichend bearbeiten konnten. Dies unterscheidet sie deutlich von Reisebuchautoren, welche auf möglichst engem Raum alles Sehenswerte einer Stadt darstellen und dazu noch Besonderes hervorheben müssen, um sich von der Konkurrenz zu unterscheiden. Dass solche gebundenen Beschreibungen nur ein oberflächliches Ankratzen bleiben, sozusagen nur ein Schnupperkurs sein können, liegt auf der Hand.

Unsere Ansprüche liegen woanders. Natürlich wollen auch wir Ihnen Berlin ein Stück näherbringen. Aber wir möchten Ihnen darüber hinaus andere und vor allen Dingen detailliertere Einblicke in die Stadt geben, als Sie es sonst gewohnt sind. Es sind Perspektiven einer ethnologischen Stadtforschung, die in die Stadt hineinsehen wollen. Hier werden differenzierte Porträts und detaillierte Ausschnitte vermittelt, die sich nicht unbedingt zu einem komplexen Bild von „Berlin als Ganzem“ zusammenfügen lassen. Dafür bieten sie tiefere Einblicke als gewöhnlich in Lebenswelten einer Metropole, die ständig in Bewegung ist und die morgen vielleicht schon andere Eigenschaften aufweist als heute.

### **Aber, was ist das eigentlich „Stadtethnologie“?**

Ethnologie (grch. *ethnos* Volk i.S.v. kulturfremdem Volk) ist die Wissenschaft vom Fremden. Sie untersucht und vergleicht die Kultur verschiedener Gruppen oder auch

Gesellschaften, die sich über Sprache, Geschichte, Religion oder Lebensstil besonders verbunden fühlen. Aufgrund solcher Gemeinsamkeitsgefühle treten sie als Gemeinschaft auf, lassen sich als eine Einheit definieren und so auch untersuchen. In unserer Vorstellung handelt es sich dabei meist um fremde, exotische Menschengruppen, die weit außerhalb Europas leben und gerade wegen ihrer „Fremdheit“ erforscht werden. Man kann aber Ethnologie auch innerhalb Europas praktizieren, wie es die Europäische Ethnologie tut. Nur ist es dafür nicht zwingend notwendig, bis zum Ural oder nach Spitzbergen zu reisen, um dort möglichst „Fremdes“ zu erforschen. Oft liegt das Unbekannte ganz in der Nähe und es ist mindestens genauso spannend und elementar, sich mit Phänomenen aus seinem eigenen, engeren Umfeld zu beschäftigen. Genau das wurde von den Autorinnen und Autoren hier gemacht. Sie waren neugierig auf Menschen und Gruppen, die mitten unter uns leben und sie haben gezeigt, dass solch eine Wissenschaft des Alltags sehr wohl darstellbar und auch spannend ist. Jeder von ihnen betrieb sozusagen Ethnologie vor der eigenen Haustür und wurde damit prompt der Aufgabe der Ethnologie gerecht, nämlich ganz einfach zu zeigen „wie das Leben an einem Ort, zu einer Zeit, bei einer Gruppe abläuft.“<sup>3</sup> Der Schwerpunkt war dabei auf das Alltägliche gerichtet, auf Vertrautes wie Ungewöhnliches, dessen gemeinsamer Schnittpunkt die Stadt Berlin ist. Das ist für uns praktizierte Stadtethnologie – den offensichtlichen wie den heimlichen Ordnungen und Regeln, den Orten und Räumen, den Lebensläufen und Lebenswelten in dieser großen Stadt nachzugehen, um Gemeinsamkeiten wie Differenzen urbaner Kultur aufzufinden.

Ein Ethnologe benutzt für seine Recherchen saubere, das heißt nachvollziehbare und beweisbare wissenschaftliche Methoden. Alle hier versammelten Autorinnen und Autoren haben in drei Semestern Erfahrungen gesammelt, sie haben beobachtet, teilgenommen, gegenübergestellt, ausgewertet, diskutiert und letztlich Vorstellungen von und über Berlin entwickelt, die einvernehmlich oder auch kontrovers ausfielen. Dabei ist die Feldforschung das A und O aller Untersuchungen gewesen. Neben Dabeisein und Mitmachen durch Teilnehmende Beobachtung und Interviews, standen vielfältige ethnografische Arbeitstechniken im Mittelpunkt „von der raumbezogenen Tätigkeitenkartierung über die Notierung von Verhaltensspuren bis hin zur Erhebung von

---

<sup>3</sup> Barbara Lang, *Berlin Kreuzberg. Bilder einer Vorstellung*. IN: Zeitschrift für Volkskunde (91) 1995

[...] Karten im Kopf der Bewohner, die Auskunft über die kognitive und symbolische Konstruktion von Räumen gibt.“<sup>4</sup>

Erforscht wurden kleine Einheiten - ein Stadtbezirk, eine Brücke oder gar einzelne Häuser. Oder die Projektteilnehmer untersuchten einzelne Szenen, Gruppen und deren Netzwerke bis hin zu biografischen Teilabschnitten von Einzelpersonen. Sie dokumentieren in ihren Beiträgen die Bewegung von Stimmungen, Ansichten und Orten und sie analysierten deren Symbolik. Ziel war es herauszufinden, wie Gruppen oder Orte funktionieren und welche Gründe es für die Handlungen und Einstellungen der beteiligten Menschen gibt, wie der städtische Raum wahrgenommen wird und wie sich die Menschen ihre Räume aneignen. Wie füllen die Menschen ihre individuellen Rollen an den Orten aus? Welche sozialen Organisationsformen und Netzwerke bestehen? Wie verändern sich die Orte, Szenen oder Ideen und mit ihnen die Menschen dieser Stadt?

## **Fotografie**

Ein wirklichkeitsnahes Bild Berlins aufzuzeichnen und zu belegen ist ein schwieriges Unterfangen. Häufig ist ein Gesicht nicht auf Anhieb zu erkennen, müssen Maskeraden durchschaut oder gar Erfindungen aufgedeckt werden. Dafür muss der seriöse Forscher nachbohren, recherchieren, wiederholt zurückkommen und auch widersprechen oder verwerfen. Noch schwieriger ist es, dieses erkundete Gesicht in Worte zu fassen. Er kann auch tatsächliche Abbilder hierfür benutzen, die Fotografie als Korrespondenz des Textes. Genau das wurde in diesem Projekt versucht. Die Fotografie wurde als Unterstützung der ethnologischen Forschung hinzugezogen. Nicht um die Bilder „wirklicher“ zu machen, sondern um eine zusätzliche Dimension der Betrachtung zu gewinnen. Auch hofften und hoffen wir, über die Fotografien eine größere Gruppe von Interessenten für unsere wissenschaftliche Forschung zu erreichen, denn eine mit öffentlichen Geldern unterstützte Forschung im Elfenbeinturm erscheint uns sinnfrei und unpopulär.

---

<sup>4</sup> Rolf Lindner, *Perspektiven der Stadtethnologie*. IN: Historische Anthropologie (5) 1997

Die Teilnehmer haben im Verlauf ihrer Forschung ihre Ideen und Fähigkeiten bezüglich der Fotografie ständig weiterentwickelt. Sie nutzten die Fotografie als ein ganz wesentlich unterstützendes Instrument. Unterstützend deshalb, weil durch die Linse der Kamera Dinge, Erscheinungen oder Stimmungen wahr- und aufgenommen werden konnten, die dem menschlichen Forscherauge (oft auch wegen vorhandener Aufregung oder übermäßig vieler Eindrücke auf einmal) zunächst einmal verborgen geblieben sind. Auf einer Fotografie konnten oft bis dato unbemerkte Aspekte der Realität festgehalten werden. Wesentlich deshalb, weil diese aufgenommenen Bilder bei der gemeinsamen Auswertung entscheidend dazu beigetragen haben zu erkennen, nachzufragen, weiterzukommen oder sich neu zu orientieren.

Ein Ethnologe benutzt die Fotografie insofern als ein technisches wie auch als ein wissenschaftliches Hilfsmittel. Das unterscheidet ihn beispielsweise von einem Journalisten oder Künstler, der ja ein ganz anderes Ziel verfolgt, wenn er durch seine Linse schaut und auf den Auslöser drückt. Die besondere Aufgabe eines Wissenschaftlers wie eines Ethnologen besteht darin, die von ihm dokumentierenden Abbilder vor ihrem sozialen, räumlichen oder zeitlichen Hintergrund systematisch zu interpretieren. Denn auch wenn eine Fotografie immer noch als wirklichkeitsgetreue Kopie der Realität gilt, was sie schon allein durch Material- oder Ausschnittauswahl des Fotografen natürlich nicht ist, bleibt sie ohne den erklärenden Text des Urhebers ein Ausschnitt unserer Realität, der vielfach missverstanden oder fehlinterpretiert werden kann und auch wird.

Natürlich war und ist es kein einfach zu realisierendes Experiment, ein stadsethnologisches Thema auch fotografisch umzusetzen. Es gehört immer Überwindung und eine Portion Mut dazu, auf Menschen und Situationen zuzugehen und diese zu fotografieren. Zwischenmenschliche Konflikte können hier durchaus die Folge sein. Immer wieder muss sich der Fotograf erklären, woher er kommt, was er macht und vor allen Dingen, was mit den Aufnahmen geschieht. Die Frage nach der Einhaltung des Persönlichkeitsrechts ist für viele der Fotografierten ganz entscheidend, wollen sich doch nicht alle in einer Galerie ausgehängt wiederfinden. Vielleicht sehen sie ja unvoreilhaft aus, vielleicht sehen sie sich selbst auch ganz anders als abgebildet oder wollen einfach mit Raum und Zeit des Fotos gar nicht in Verbindung gebracht werden.

Schließlich ist es nicht in jedem Fall von vornherein klar, wie die fotografische Umsetzung eines Themas überhaupt vonstatten gehen soll. Der Forscher möchte ja nicht platt wirken, sondern vielmehr sinnvoll und themenorientiert arbeiten. Und das soll der Betrachter auch erkennen! Aber versuchen Sie doch selbst einmal, Gedanken ansprechend bildlich umzusetzen, wie beispielsweise bei einem Thema mit tiefer philosophischer Beschaffenheit wie dem Tod. Oder versuchen Sie mit einer Fotografie die Persönlichkeitsrechte illegaler Migrantinnen in der Stadt zu wahren, die natürlich alle kein Interesse daran haben, ihr fotografisches Abbild irgendwo öffentlich wiederzufinden. Hier sind Assoziationsbilder gefragt, die den Forscher selbst auf einer ganz anderen Ebene zum Denken über sein Thema anregen.

Die Fotografie stand nie im Vordergrund der Forschung, denn alle Protagonisten sind nach wie vor von berufswegen Sozialwissenschaftler. Aber sie war in diesem Projekt eine wertvolle und nicht wegzudenkende Ergänzung. Wie jeder der einzelnen Studierenden letztendlich sein Thema fotografisch umgesetzt hat, war ihm freigestellt. Das erforderte Eigenständigkeit, Phantasie und Können. Und von all dem gab es in dem Projekt so viel, dass daraus ein Buch geworden ist.

## Die Beiträge

Alle beteiligten Studenten haben ihre Forschung in Form von Vorträgen auf einer Präsentation des Berlin-Labors<sup>5</sup> im Juli 2004 einem in erster Linie nicht fachwissenschaftlichen Publikum vorgestellt. Dafür haben sie sich in drei Gruppen unterteilt: den Berliner *Räumen*, *Lebensgeschichten* und *Schnittstellen*. Diese Unterteilung hat den Roten Faden der einzelnen Forschungen im Projekt für das Publikum kenntlich gemacht. Gibt doch jede der Forschungen nur einen Einblick in ein Detail unseres vielfältigen Stadtgesichtes und diese Details lassen sich am Ende nicht zu einem Ganzen verbinden. Im Anschluss luden wir im Obergeschoss, im kleinen Säulensaal des Ribbeck Hauses, zu einer Besichtigungstour der mit dem Projekt verbundenen Fotoausstellung ein.

---

<sup>5</sup> [www.berlin-labor.de](http://www.berlin-labor.de)

## **Räume - erleben**

*Hausprojekte in Berlin* standen bei der Forschung von *Carolina Luszkiwicz* im Mittelpunkt. Mit ihrer Arbeit gibt sie Einblicke in die berlinspezifische Hausbesetzerszene und ihren Wandel während der letzten 25 Jahre. Die Akteure in den besetzten Häusern entwickelten sich beinahe kontinuierlich und vollständig von Hausbesetzern zu Hausbesitzern. Mit dieser Veränderung wurde insbesondere dem umfangreichen und wiederholten politischen Wandel nach der Wende Rechnung getragen, denn das Thema der Hausbesetzung war und bleibt immer auch ein politisches. *Carolina Luszkiwicz* gibt Einblicke in das Zusammenleben der Hausbewohner, ihre Netzwerke und in vorhandene Mythen um diese Szene. Dabei war die Annäherung an diese geschlossene Gemeinschaft der Hausbesetzer und Hausbesitzer zur Erstellung der Interviews oft nicht einfach. Zu viele Vorurteile und Ängste existieren, die hier aber diskret überwunden werden konnten.

*Franziska Petruschke* führt uns an den Ort der *Warschauer Brücke* am Rande von Berlin-Friedrichshain. Diese Verbindungsstrecke ist vielen Berlinern als ein schroffer trüber Ort im Gedächtnis, den es schnell zu überwinden gilt, als dass er zum gemütlichen Verweilen und Plauschen einlädt. In Wahrheit nehmen die Nutzer diese Brücke aber ganz unterschiedlich wahr und benutzen sie auch für ihre verschiedensten Zwecke. Die Warschauer Brücke kann Arbeitsweg, Bettel- und Verkaufsstrecke oder aber romantischer Ort für Nachtschwärmer sein. Viele Veränderungen hat die Brücke mit ihrem Bahnhof seit ihrem über 100jährigen Bestehen durchgemacht. Und auch jetzt ist sie wieder ein Ort für bauliche Projekte und Spekulationen. Es sind die Geschichten und ihre Menschen, die sie erzählen, welche die Warschauer Brücke so interessant und trotz aller augenscheinlichen Widrigkeiten auch lebens- und liebenswert machen.

*Katharina Koch* hat im Territorium der Berliner *Bahnhöfe* den Alltagsgeschichten der Bahnfansnutzer gelauscht. In diesem Mikrokosmos prallen die unterschiedlichsten Interessengruppen aufeinander. Verfolgt die Deutsche Bahn auf der einen Seite seit jüngerer Zeit ihr sogenanntes 3-S-Konzept (Sicherheit, Sauberkeit, Service), um dem Reisenden bestmöglichen Komfort zu bieten und so ihr Image aufzupolieren, versuchen Randgruppen wie Punks und Obdachlose den Bahnhof als Wärmestube und Einkommensquelle zu nutzen und beflecken so das hart erkämpfte Weiße-Weste-Image

der Bahn. Konflikte sind hier vorprogrammiert und keine Seite möchte aufgeben, denn letztlich ist der Bahnhof für alle ein und dasselbe: direkte oder indirekte Einkommensquelle. *Katharina Koch* nimmt uns mit auf einen Wahrnehmungsspazierung von den verschiedenen Ebenen des Bahnhofs Alexanderplatz bis hin zum Ostbahnhof. Anschaulich beschreibt sie ihre Eindrücke und Begegnungen mit den dort eilenden und verweilenden Menschen. Am Ende hat man auch selbst das Gefühl „ganz Berlin hier schon getroffen zu haben.“

Ein ganz anderer Ort befindet sich am nördlichen Ende Berlins: Pankow. Kennen Sie Pankow? Berlinbesucher flanieren auf dem Kurfürstendamm in Charlottenburg, haben die Hackeschen Höfe in Mitte besucht und sind in Szenekneipen in Friedrichshain oder Kreuzberg gewesen. Bis in den nördlichen Randbezirk Pankow verirrt sich jedoch kaum ein Tourist. *Wanda Hummel* hat sich in *bild.raum.pankow* diesem unbeachteten Bezirk gestellt. Pankow ist in unseren Köpfen, falls derlei Wissen überhaupt existiert, ein grüner, bürgerlicher Bonzenbezirk, in dem viele alte Menschen leben. *Wanda Hummel* belegt, dass die Besonderheit Pankows darin liegt, dass hier viele Menschen mit starker lokaler Identität und dementsprechend großem heimatkundlichen und städtebaulichen Interesse wohnen. Auf der anderen Seite erfuhr der Bezirk in den letzten Jahren einen Zuzugsboom vornehmlich junger, akademisch gebildeter Familien mit Kindern. Für sie alle ist Pankow ein ganz außergewöhnliches Stück Heimat.

### **Lebensgeschichten – erfahren**

Viele können sich nicht vorstellen, was *Kindheit in Berlin* bedeutet. *Diana Wernicke* folgt diesem Stück Lebensgeschichte auf die Berliner Straßen und in die Wohnzimmer. Um in der Großstadt als Kind zu überleben und sich weiterzuentwickeln bzw. sich als Familie mit Kind wohlfühlen, bedarf es vielfältiger Konzepte. Diese werden zuerst von den Eltern, dann von den größeren Kindern selbst ausgeheckt, probiert und durchgesetzt. Grüne Romantik wird mit Straßenfesten, Kinderfarmen und anderen stadtspezifischen kulturellen Angeboten aufgewogen. Allerdings lassen sich damit nicht alle Probleme auffangen, wie die jüngsten Berliner Zahlen über Kinderarmut und schulische Gewalt belegen. So bleibt letztlich die Meinung darüber geteilt, ob man mit

Kind hierbleiben und die Vorteile der Stadt nutzen oder vielmehr schnell raus in Grüne ziehen sollte.

Das unausweichliche Ende einer jeglichen Lebensgeschichte beschreibt *Gabriele Mendl*. Sie setzt sich in ihrem Betrag mit sozialen Praktiken des Unsichtbarmachens von *Sterben und Tod* in der Großstadt auseinander, einem Thema, welches viele wohl lieber verdrängen als erforschen würden. Mit viel Fingerspitzengefühl und persönlich begründetem Engagement widmet sie sich diesem verborgenen weil anscheinend kaum repräsentativen Gesicht Berlins. Kritisch beschreibt sie den anonymen, manchmal sogar in fieberhafter Eile praktizierten Umgang mit Sterbenden und Gestorbenen. Niemand spricht unaufgefordert über den Tod, ja augenscheinlich wird diese Thematik in unserer Gesellschaft mehr und mehr tabuisiert. Eine Ausnahme davon bildet die Gruppe, die sich von berufswegen mit Tod und Sterben auseinandersetzt sowie diejenigen von uns, die sich aufgrund von aktuellen Sterbefällen in ihrer näheren Umgebung mit dem Tod auseinandersetzen müssen. Am Ende bleibt die Frage offen, ob Tod und Sterben ein unsichtbares oder aber doch ein sichtbares Phänomen der Großstadt ist.

*Jadranka Kursar* setzt sich mit Lebensbildern der *Goa-Trance*-Anhänger auseinander, Anhänger eines Musikgenres, welches in den 80er Jahren aus Westindien zu uns herüberschwappte und hier kontinuierlich weiterentwickelt wird. Das Besondere an dieser Szene ist die Vielfältigkeit ihrer Anhänger. Von der Friseurin bis zum Professor, vom Teenager bis zum Rentner sind ringsum Fans des Goa auszumachen. Die Szene wird vielerorts mit Drogen assoziiert, insbesondere was die Verwendung von Halluzinogenen angeht. Das Interessante und Forschenswerte der *Goa-Trance*-Anhänger ist aber, dass jeder von ihnen seine Individualität in einem fest umrissenen Kollektiv voll ausleben kann und so ohne Zwänge durch die Gemeinschaft der Goa Szene in der Lage ist, seine individuelle Lebensgeschichte weiterzuschreiben. Es scheint keine Grenzen und Vorschriften für Kleidung, Anwesenheit, sozialen Status o.ä. zu geben. Das verbindende Element ist allein die Musik, welche die Fans je nach Bedarf und Möglichkeit konsumieren.

*Susanne Ahrens* untersucht einen ganz anderen Bereich hauptstädtischer Lebensstrategie. Ihr Thema sind die *illegalisierten lateinamerikanischen*

*Haushaltsarbeiterinnen*. Es ist ein offenes Geheimnis, dass viele Migrantinnen keinen legalen Status besitzen oder erreichen können. Die hier beschriebenen Gründe für die Migration der Frauen von Lateinamerika nach Deutschland scheinen alle ähnlich – Geld und Liebe. Tatsächlich sind sie vielfältig und interessant ist, dass viele der eingereisten Frauen eine abgeschlossene Ausbildung oder gar einen Hochschulabschluss aus ihrer Heimat vorweisen können. Trotzdem sind die Frauen dazu verurteilt, hier in Deutschland Hilfsarbeiten wie Putzjobs, Altenpflege oder Babysittig zu leisten, um finanziell überleben zu können. Fehlende Krankenversicherung, kein Kündigungsschutz oder Lohnprellung seitens der Arbeitgeber stehen auf der Tagesordnung. Im krassen Gegensatz zu diesen schlechten Bedingungen steht die unumstößliche Tatsache, dass die hier lebenden illegalisierten Frauen Arbeiten verrichten, ohne die die Infrastruktur und soziale Organisation unserer Stadt wesentlich schlechter funktionieren würde und für die sich, trotz sich immer weiter verschlechternder Arbeitsmarktsituation, nach wie vor viele Deutsche zu schade sind.

### **Schnittstellen - passieren**

*Tobias Bergner* widmet sich in seinem Beitrag *Nachtkauf* dem Phänomen der Berliner Spätverkaufsstellen. Diese Einrichtungen, in denen man sich auch noch nach 20.00 Uhr versorgen kann, sind eine fest etablierte Institution in unserer Hauptstadt. Sie bestanden schon vor der Wende, jedoch auf jeder Seite Berlins mit unterschiedlichen Namen, Strukturen und politischen Hintergründen. Allerdings ist der Berliner Nachtkauf verglichen mit anderen Metropolen noch längst keine Selbstverständlichkeit, auch wenn wir täglich der 24/7 (vierundzwanzig Stunden sieben Tage die Woche ist alles möglich) Gesellschaft näher kommen. *Tobias Bergner* zeigt mit seinem Ausschnitt Berliner Alltagskultur Hintergründe derjenigen Stadtbewohner auf, die ihren Lebensrhythmus in die Abend- und Nachtstunden verschoben haben. Er findet zwei Gruppen von Menschen, welche den Spätkauf nutzen – Schichtarbeiter und Touristen, die tagsüber nicht zum Einkaufen kommen und Menschen, welche ein Gespräch und die Wärme in gemütlicher Atmosphäre und - verglichen mit Kneipen - preiswerten Einrichtungen suchen. Diesen beiden Kundengruppen, den Eiligen und den Gemütlichen, kommen die Spätkaufäden auch mit unterschiedlichen Gestaltungskonzepten entgegen.

Berlin wird auch als „Musikhauptstadt Deutschland“ bezeichnet. Vielfältige Freiheiten zur Kreativität und die so zahlreiche Ansiedlung von Unternehmen aus der Musikbranche, wie sie sonst nirgendwo in der Bundesrepublik zu finden sind, verleihen der Stadt berechtigterweise diesen Titel. *Matthias Priller* schaut mit seinem Beitrag *Netzwerke in der Berliner Musikproduktion* hinter die Kulissen der hauptstädtischen Musikszene. Er befasst sich mit Musikern aus dem halbprofessionellen Bereich und beschreibt detailliert die Entstehung eines Tonträgers von der ersten musikalischen Idee im Kopf bis zum fertig gelayouteten Produkt in den Plattenläden. Es ist ein steiniger Weg, oft gepflastert mit Frust, Selbstaussbeutung und finanziellen Verlusten. Entscheidend für den Erfolg ist (nicht nur) das Können der Musiker, sondern vor allem Vitamin B. An dem konkreten Beispiel der Band *Mother's Little Helpers* veranschaulicht *Matthias Priller* den Ablauf einer Musikproduktion und das überlebenswichtige Funktionieren der filigranen Netzwerke in der Musikbranche.

Mit Berlin als *Stadt im Kopf* beschäftigt sich *Mathias Loewens*. Er untersucht hiermit das Forschungsfeld der Mental Maps. Seine Interviewpartner gaben dafür tiefe wie persönliche Einblicke in ihre Gedankenwelt. Und immer wieder finden sich verblüffende Schnittstellen ihrer Lebensstationen, die jedoch alle mit unterschiedlichen Erfahrungen und Vorstellungen verbunden sind. Gemeinsam ist den Interviewten das Begreifen der umfangreichen Veränderungen, die viele Orte Berlins im Laufe des Zeitraums, wo sich die Interviewpartner zurückerinnern, durchgemacht haben. Oft kann man anhand ihrer Geschichten die Geschichte der Orte gedanklich zurückverfolgen, mit dem Finger auf der Landkarte ihre Wege und Lebensstationen nachzeichnen und entwickelt so ein Gefühl für die Stadt Berlin und ihre vielfältigen Gesichter. Mit der *Stadt im Kopf* kommt uns der Ort Berlin mit seinen Bewohnern ein Stück näher.

Ganz persönlichen Schnittstellen folgt *Katharina Fibig*. Sie sucht ihre eigenen Spuren in der Vergangenheit und Gegenwart, welche sie aus der Kleinstadt Buxtehude in das große Berlin gelenkt haben und macht sich so selbst zum Ausgangspunkt ihrer Forschung. Ein nicht unproblematisches Unterfangen, musste sie doch viel Persönliches von sich preisgeben und auch die eine oder andere unbequeme Spur verfolgen. Viele Personen und Zufälle haben ihren Weg nach und in Berlin beeinflusst. Gekonnt berichtet *Katharina Fibig* von alten und neuen Begegnungen und kommt damit

zu ganz eigenen und für sie selbst auch neuen Erkenntnissen über ihren unmittelbaren Lebensweg. Berlin scheint sie schon vor ihrem Zuzug, ja sogar scheinbar vor ihrer Geburt beeinflusst und immer irgendwie begleitet zu haben. Sie kommt zu dem interessanten Schluss, dass sie „in einem Trainingslager für westdeutsche Wohlstandskinder aufwuchs [...] und so schon vor ihrem Einzug in die Stadt zu einer Städterin gemacht wurde.“

## **Danksagung**

Abschließend möchten wir an dieser Stelle dem Landesbüro Berlin der Friedrich Ebert Stiftung, Frau Ursula Koch-Laugwitz, herzlich für die kontinuierliche organisatorische wie finanzielle Unterstützung des gesamten Studienprojektes mit all seinen Marksteinen danken. Des weiteren gilt unser Dank dem Berlin-Labor der Agentur Zeitreisen, Herrn Arne Karsting, in dessen Rahmen wir unsere Forschung der Öffentlichkeit präsentieren durften. Der Zentralen Landesbibliothek, Frau Barthel, und dem Café „Lasst uns Freunde bleiben“ danken wir für die Möglichkeit und Unterstützung der Fotoausstellungen.